Heimfahrt.

Rückkehrende Truppen auf dem „Leviathan".

Von Nettie A. Dixon.

Heimkehrende Touristen pflegen zu sagen, daß der Anblick der Freiheitsstatue vom Deck des einlaufenden Ozeandampfers aus selbst nach einer kurzen Abwesenheit von Hause stets ihre Herzen höher schlagen läßt. Stellen Sie sich vor wie dem heimkehrenden Doughboy zumute sein muß, wenn er nach 18 Monaten im Feuerhagel und Schmutz von Flandern in den Hafen einfährt. Miß Dixon beschreibt nachstehend eine solche Erfahrung eines verwundeten amerikanischen Soldaten, der auf dem früheren deutschen Dampfer „Vaterland", jetzt „Leviathan" genannt, zurückkehrt. Die Feststellung, daß 48,000 Pfund Nahrung alltäglich erforderlich sind, um die Insassen dieser „schwimmenden Reservation" zu ernähren, läßt bis zu gewissem Grade die Ausgaben erkennen, die der Regierung durch den Transport der amerikanischen Armee von Uebersee erwachsen. Kauft Freiheitsanleihe und helft dadurch die benötigten Mittel für diesen Rücktransport unserer Jungens aufzubringen!

„Erinnert Ihr Euch noch wie wir vor den Ankündigungen der U. S. See-Rekrutierungs-Stationen zu stehen pflegten und sehnsüchtige Blicke auf die Bilder warfen? Und auf die Worte: „Tretet in die Marine ein und seht Euch die Welt an?"

„Manchmal war ich in Versuchung, eine wirklich gute Stellung aufzugeben und auf den Köder anzubeißen, um die Welt zu sehen. Im letzten Jahr hab ich ein gut Teil von der Welt zu sehen bekommen, und zwar unter Reiseverhältnissen, wie sie niemals bisher in einem Reisehandbuch angepriesen waren. Ich habe mehrere tausend Meilen zurückgelegt und kann mich keiner Zeit erinnern, die so langsam dahinschlich, obwohl jede Minute ausgefüllt war von dem Augenblicke an, da ich der Freiheitsstatue vor zwölf Monaten Lebewohl sagte."

So sprach Korporal Joseph T. Monahan vom 114. Maschinengewehr-Bataillon, 30. Division, vor einigen Tagen, während er auf der Kante seines Betts im Ausschiffungshospital No. 3, früher Greenhut-Siegel Cooper's Kaufhaus, 6. Avenue, New York, saß. Das Kinn auf die Hand gestützt und in seinen Augen einen verträumten Ausdruck gab Korporal Monahan einen Rückblick auf die Geschehnisse, die sich abspielten, seit er, den Arm von Schrapnells zerrissen, durch die Ambulanz ins Feldhospital zur sofortigen Behandlung überführt wurde, bis er drei Monate später die Gangplanke des „Leviathan" herabschritt, der mit seiner ersten Truppensendung in den Hafen lief.

Die durchdringenden Töne einer Handorgel drangen von der Straße empor. Offenbar beabsichtigte der italienische Orgelspieler den Verwundeten einen musikalischen Genuß zu bereiten, oder hatte sich das Hospital ausgesucht, um seine Tageseinkünfte zu erhöhen. Er spielte „Homeward Bound".

„Ist's nicht ein schönes altes Lied?" meinte Monahan nachdenklich. „Ich erinnere mich, wie wir in der Schlacht bei Cambrai mit der 27. Division Seite an Seite kämpften und grade eh' es zum Angriff ging, eine Menge New Yorker Jungens trafen, von denen der eine mit wundervoller Tenorstimme halblaut die Zeilen sang:

Denn wenn die Kugeln sausen über Land,
Dann ist des Generals Befehl ein Unterpfand:
Nach Hause führt uns unser Gang!
Das ist ein wonniger Gesang!

„Und, wollt Ihr's glauben, der Sang stählte uns zum tüchtigen Kampfe — es war der Gedanke, daß wir wirklich bald nach Hause kämen."

„Und doch, wenn es nicht um Weib und Kinder ginge, und wenn ich nicht solange von der Heimat fern gewesen wäre, dann möchte ich gern dorthin zurückkehren."

„Zu dumm, daß ich gleich zu Beginn der großen Schlacht außer Gefecht gesetzt wurde. Aber was nutzt ein einarmiger Bursche, wenn es sich um harte Arbeit handelt. Er ist bloß im Wege. Deshalb schickten sie mich ins Feldhospital. Es war eine wirklich bequeme Fahrt. Ein oder zwei Tage später wurde ich dann in Dr. Blakes Hospital überführt.

„Sieh Venedig und stirb" heißt es, aber „Sieh Paris und lebe!" sollte es heißen. Ich war in Paris an dem Tage, da der Waffenstillstand unterzeichnet wurde. Es war wunderbar. Die Stadt war wie wild. Die Theater wurden geöffnet — überall wurde getanzt. Da ich einer von denen war, die sich ohne Krücken frei bewegen konnten, habe ich eine sehr vergnügte Zeit durchlebt.

„Ich sprach mit Leuten, die ich niemals zuvor gesehen hatte, wurde eingeladen, mich einer Gesellschaft mir vollständig Fremder einzuschließen. Wahrhaftig, ich war stolz darauf, daß ich aus den Vereinigten Staaten kam, denn sie glauben wirklich, wir seien verantwortlich für den Sieg, — wenigstens zum großen Teil dafür verantwortlich.

„General Pershing ordnete an, daß alle Verwundeten zuerst nach Hause transportiert werden sollten. Zum ersten Mal war da mein verwundeter Arm von Nutzen. Er war bislang eine Unbequemlichkeit erster Klasse gewesen, bis schließlich bekannt wurde, daß die Verwundeten den Vorzug genießen sollten. Zuerst nach Amerika zurückzukehren. Dann pries ich den Shrapnel, welcher einen Arm zerschmettert hatte.

„Man stelle sich vor, daß ich mit mehr als achttausend Gefährten heimfuhr, über eine Wasserstrecke dreitausend Meilen weit, bei stets sich verändernden Farbentönen des Himmels und der Wellen, während das Gelbgraue der Armeeuniformen, das Blau der Matrosenjacken, und hie und da die weiße Kleidung einer Schwester des Rotkreuz weitere Abwechselung in das Farbenbild brachte.

„Am ersten Tage der Reise gab es eine Menge Aufregung. Die Atmosphäre war mit Erwartungen geschwängert, und Jedermanns Nerven waren auf das höchste gespannt. Wir waren auf der Heimfahrt, Tatsächlich auf dem Wege. Die Gesichter der Männer waren eine Studie. Eine Zeitlang beschäftigte ich mich damit, mir das Bild des Empfanges, welcher verschiedenen Leute harren möchte, auszumalen. Und manche von ihnen würden Niemanden vorfinden, der nach ihnen ausschaute. Sie saßen ruhig und nachdenklich da. Und doch konnte man es ihnen ansehen, daß sie sich freuten, wieder nach Amerika zurückzukehren. Der Bursche, der eine Mutter, eine Gattin, und ein halb Dutzend Schwestern daheim hatte, war voller Enthusiasmus. Schon bald kannte Jedermann an Bord jedes einzelne Mitglied seiner Familie, — und sie lachten mit ihm, sie freuten sich enthusiastisch mit ihm. Er hatte einen Kameraden und wo man den Einen sah, war der Andere nicht fern.

„Diese beiden verstanden sich so gut, daß das Reden unnötig war. Alle an Bord würdigten die Freundschaft, denn eine Anzahl der Jungen hatten Busenfreunde auf der andern Seite zurückgelassen — Freunde, die nach dem Westen gegangen waren, ohne je zurückzukehren.

„Während des Spätnachmittags saß ich auf Deck, in halbwachem Zustand, mein heiler Arm hing über die Seitenlehne des Stuhles, als etwas Kaltes meine Finger berührte. Mich umwendend, gewahrte ich den hübschesten, weißen Foxterrier, den ich je gesehen. Der Hund stand da, beobachtete mich und wedelte mit dem Schweife. Als ich mit ihm sprach, kam er mit einem Satz auf mein Knie gesprungen und wir unterhielten uns in der freundlichsten Weise.

„Von einer tiefen, freundlichen Stimme wurden wir unterbrochen: „Schäm' Dich, Lord Nelson, das sollst Du ja nicht tun, Du kannst dem Soldaten wehtun, siehst Du nicht, daß er verwundet ist?" Später erfuhr ich, daß der liebenswürdige Herr, Kapitän Phelps, der Kommandeur des Dampfers, und der Foxterrier seine Maskotte war. Mit dem kleinen Hund schloß ich feste Freundschaft für den Rest der Reise.

„Stellen Sie sich vor, daß 10,000 Menschen auf dem „Leviathan" verpflegt werden mußten. Wir hatten unsere Mahlzeiten im früheren Speisesaal erster Klasse auf dem Deck achtern. Die Offiziere speisten in den Ritz Carlton und Wintergarten Restaurants. Vier Reihen Truppen standen zu Häupten der Treppe, die nach dem Speisesaal hinunterführte, zwei Reihen auf jeder Seite des Raumes. Am Fuß der Treppe teilten sich die vier Reihen in zwölf, um ebensoviele Serwier-Stationen zu erreichen. Jede dieser letzteren bestand aus vier galvanisierten Behältern von je 15 Gallonen, aus denen die heißen Gerichte der Mahlzeit geschöpft wurden. Hier gab es auch reichlich heißen Kaffee.

„Brot, Butter und Nachtisch wurden an separaten Tischen serviert. Anstatt der Platten, wie sie in gewissen Restaurants benutzt werden, hatten wir unser eigenes Geschirr, und dies war das einzige, das uns an das Lagerleben erinnerte, solange wir an Bord des Schiffes waren. Man hat nie solche Quantitäten Nahrung zu einer Zeit serviert gesehen. Alles ging glatt und prompt, das muß man sagen. Später erfuhr ich, daß es 48,000 Pfund Nahrung jeden Tag erforderte, um die Menge zu beköstigen.

„Während der Reise gab es natürlich alle Arten von Unterhaltungen an Bord: Boxkämpfe, Konzerte, Vaudeville-Vorstellungen, tatsächlich alles, was nicht zuviel Raum in Anspruch nahm. Es war ganz verschieden von der Hinreise. Jetzt waren alle Lichter angebreht, während wir vorher in völliger Dunkelheit gefahren waren. Ich erinnere mich eines Tages auf der Hinreise, daß ein Matrose einen Offizier ersuchte, seine Uhr vom Arm zu nehmen, oder sie zu bedecken, weil sie ein Unterseeboot durch Radium-Brechung anlocken könnte. Auf der Rückreise spielte das Musikkorps fast die ganze Zeit. Wir hatten nichts zu tun, als unsere Muße zu genießen.

„Den merkwürdigsten Anblick, den ich je genossen, war bei Sonnenuntergang, wenn der Schiffskaplan, Pfarrer Eugene E. McDonald, von der Schiffsbrücke aus die Worte des „Memorane" wiederholte. Jeder von den Zehntausend stand wie angewurzelt vom ersten Ton des Signals, das den Sonnenuntergang verkündete, bis die Zeremonie beendet war. Es war wie in einem großen Lager, wenn Zapfenstreich geblasen wird und die Fahne sich senkt, während das Korps das „Star Spangled Banner" spielt. Es ist das etwas, das einen stärkt und einen mit frommen Schauern erfüllt. Protestanten und Katholiken, Juden und Heiden sind von den gleichen Gefühlen erfüllt, solange das Gebet des Geistlichen dauert.

„Eines Abends, während dieser Zeremonie, hielt Father McDonald eine kurze Ansprache. Es war etwas so ungewöhnliches, daß wir uns alle heranbrängten, um besser hören zu können. Er sprach von den Angehörigen, die wir in der Heimat zurückgelassen. Es war so still, daß man das Fallen einer Nadel hätte hören können. Er sprach von den Opfern, die sie gebracht, uns scheiden zu sehen, von den Müttern und Vätern, die sehnsüchtig auf die Rückkehr ihrer Lieben warteten, die nie zurückkehren würden. Er erzählte von der Schuld, die wir Denen abzutragen hätten, die den Kampf in Amerika durchgekämpft, wie sie sich ohne Nahrung behalfen, alle Luxusgegenstände eliminiert hätten, wie die Reichen ihre Häuser dem Roten Kreuz zur Verfügung gestellt. Dann sprach er von den Armen, den weniger Bemittelten, deren Opfer uns die Rückkehr ermöglicht hätten. Wie ihre Dollars, der Regierung für Liberty Bonds geliehen, die Munition anschafft, die Kleider, die Nahrung, die wir gebrauchten, und wie sie zum Siege beigetragen.

„Und dann sagte er uns, daß wir heimkehrten, um der großen Armee anzugehören, die von dem Westufer des Atlantischen Ozeans mitgekämpft; daß wir unsere alten Stellungen wiedererlangen oder vielleicht noch bessere erhalten würden, als wir früher gehabt. Er sprach von den Opfern, die Arbeitgeber gebracht, die in vielen Fällen aus eigener Tasche den Unterschied zwischen unseren früheren Gehältern und dem Soldatenlohn an unsere Angehörigen bezahlt, während sie zu gleicher Zeit ihre Officeforce voll zu bezahlen hatten."

Die Schlußworte sind mir besonders in der Erinnerung geblieben:

„Sie haben in dem Kampf hinter Euch gestanden, sie haben jeden Pfennig geopfert. Als Folge eines Kriegs kommt immer eine Periode des Wiederaufbaues. Und wenn die Regierung Euch von neuem ruft, ganz gleich in welcher Weise, tut Eure Arbeit, wie Ihr sie bisher getan habt. Ihr geht nach Hause — an Euch liegt's, das Heim zu bewahren, in allem, was das Wort bedeutet."

„Mit Ausnahme der Leute an Bord haben wir nichts gesehen, nichts als das graue Wasser, den blauen Himmel und das große graue Schiff, das uns heimgebracht hat. Gegen Ende der Reise legte sich ein schwerer Nebel über das Meer.

„Bei Sandy Hook gingen wir vor Anker, der Nebel so dicht, daß nichts gesehen werden konnte, und plötzlich begann das Nebelhorn zu tuten. Das dauerte solange, daß alles nach vorne strömte und die Nebelwand zu durchdringen suchte — und wahrhaftig, bald entdeckten wir das Polizeiboot „Patrol". Dann vernahmen wir ein Musikkorps, wahrscheinlich auf einen kleineren Dampfer, das uns ein Willkommen darbringen wollte, aber sehen konnten wir nichts. Die Musik spielte „Hail, Hail, the gang 's all here." Die Hochrufe der Männer an Bord erklangen von allen Seiten. Unser eigenes Korps spielte „Home, Sweet Home" und von den Bugsierbooten, die jetzt herankamen, wurde der „Leviathan" mit Scheinwerfern erhellt.

„Aber wir konnten nicht einfahren. Wir sahen, wie die kleinen Dampfer uns grüßten und dann zurückfuhren, dann wußten wir, daß wir die Nacht über vor Anker bleiben würden. Am nächsten Morgen fuhren wir langsam die Bai hinauf, während unsere Sirene unablässig blies; Feuerboote begleiteten uns.

„Durch den Nebel konnten wir die schattenhaften Umrisse der New Yorker Wolkenkratzer erkennen und die Feuer in denFabriken an der Küste von Jersey. Die Heimat hat nie so schön ausgesehen. Es gab keine Konfusion, keine Unordnung. Disziplin mußte gehalten werden. Bald kamen New Yorker Berichterstatter an Bord.

„Ihr hättet dann die New Yorker sehen sollen. Sie gaben den Berichterstattern mehr Telephonnummern und Adressen von Müttern, Frauen, Schwestern und Bräuten als ein menschliches Wesen hätte behalten und aufrufen können.

„Ich schickte ein Telegramm, und meine Angehörigen kamen, um mich zu sehen. Sie halten sich in New York auf."

Er öffnete den Deckel seiner Uhr und zeigte mir das Innere.

„Ihre Angehörigen?" fragte ich.

„Noch nicht alle — obgleich alle hier sind — Mutter, Vater — und der Schatz."

Das Glück.

Wie es blind und taub wurde.

Des Glückes Göttin, leise weinend,
trat zum Thron Allvaters.

„Warum weinest Du?" —

„O Herr, mein Herz ist voller Leid
und Weh, und meine Träne gilt dem
Menschenlos. So viel des Elends und
der Erdenqual, — Krieg, Krankheit, Armut, Haß und Herzeleid, — und ich, des
Glückes Göttin, ach, wie wenig kann ich
an Glück den armen Menschen spenden!

Leer ist mein Füllhorn, eh' ich jedem
nur ein winzig Körnlein gab, und all'
der Jammer, der mich vergeblich ruft,
schafft mir die Qual:

Wem soll ich geben? . . Herr, belehre
mich!" —

Und der Allvater sprach, und Milde
drang aus seinem Aug' wie Frühlingssonnenschein —:

„Nicht lehren kann ich Dich, was immerdar der Schöpfung tief Geheimnis
bleiben soll; — doch helfen will ich Dir!"

Und er berührte der Göttin Auge.

Und das Glück war blind.

Er hauchte ihr in's Ohr, und es war
taub.

„Nun geh' und teile Deine Gaben aus
und — sorge Dich nicht mehr, wer sie
erhält!" —

Ein neues Verfahren zur Strohaufschließung.

Geheimrat Ernst Beckmann, der Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Chemie in Berlin-Dahlem, hat jetzt ein neues, aussichtsreiches Verfahren zur Strohaufschließung ausgearbeitet. Wie der Gelehrte in der letzten Sitzung der physikalisch-mathematischen Klasse der Berliner Akademie der Wissenschaften berichtete, erfolgt die wirksamste Abhilfe zur Beschaffung der im Kriege fehlenden Kohlehydrate eben durch die Aufschließung von Stroh. Beckmann gab einen Ueberblick über die bisherigen Verfahren der Strohaufschließung und machte dann die erste Mitteilung über sein eigenes neues Verfahren, das allgemeiner anwendbar ist, geringere Kosten verursacht und besseres Futter liefert.

Altstädter Rathaus in Prag.

Im Lande der Tschecho-Slowaken.

Von K. F. Kurz.

(„Berner Bund.")

In der Hauptstadt Prag.

Um die Mittagszeit kamen wir über die Grenze.

Einen Tag und eine Nacht lang raste der Orient-Expreß mit uns durch Täler, über Berge, durch weite Landstrecken — durch das zerfallende Reich der Habsburger.

Und das war ein peinlicher Gegensatz: Der Luxuszug, der an Zeiten erinnerte, die uns heute wie ein verträumtes Märchen vorkamen, und das große Land, über dem eine dumpfe Hoffnungslosigkeit liegt.

In den langen braunen Pullmanwagen, die an beiden Seiten die französischen Farben tragen, sitzen Offiziere, Diplomaten und ein paar wenige Reisende, die in irgend einer Mission den Weg nach Prag, Moskau oder Bukarest fahren. Man sieht französische, englische, amerikanische, italienische, serbische Uniformen; braune, blaue, graue; ernste, harte Soldatengesichter.

Es will auch im Luxuszug keine frohe Stimmung aufkommen.

Wenn der Zug aber in Städten und Städtchen für ein paar Minuten anhält, sieht man an den Fenstern bleiche, verhärmte Gesichter. Ein paar hundert stumme Gesichter sahen wir, auf denen sich das Leid des ganzen geschlagenen Landes spiegelte. Man wußte, daß die Millionen andern dort hinten im Lande nicht anders blicken konnten.

Dann und wann, wenn der Zug anhielt, stieg ich aus und richtete an die bleichen Menschen ein paar Fragen. Was ich als Antwort erhielt, war Klage und Verzweiflung. Sie glaubten nicht mehr an sich selbst und an ihre Zukunft.

„Wir sind Waisenkinder," sagte mir ein Eisenbahner. „Von allen verlassen. Wir können uns nicht wehren. Man macht mit uns, was man will."

Bis nach Innsbruck stehen italienische Truppen, meistens Alpini, mit dem hohen Filzhut und der langen Feder daran. Selbst in ihren Uniformen haben diese Südlandssöhne eine Spur von Romantik bewahrt.

...Vor etwas mehr als einem Jahre, in einer sturmschweren Herbstnacht, bin ich denselben Weg gefahren. Auch da sah ich italienische Soldaten, Hunderte, Tausende, in endlos langen Zügen. Es waren die ersten Gefangenentransporte nach dem Durchbruch am Isonzo...

*

Bei einer kleinen Station erklärte man uns, daß wir nun in Böhmen seien, oder, wie es heute heißt, in der Tschecho-slowakischen Republik. Von einem kleinen Hüttlein wehte rot-weiß die neue Landesfahne. Das war alles. Unser Zug fuhr daran vorbei. Eine Woche zuvor soll er hier beschossen worden sein, weil er sich aus irgend einem Grunde um die Grenzsperre nicht kümmerte, die wegen der Abstempelung von Banknoten verhängt worden war und mit unerbittlicher Strenge durchgeführt wurde.

Prag — Praha — der Schlüssel zum Orient, die alte, schöne Stadt, das Grab und der Gedenkstein der Geschichte Böhmens, in dem seine Könige ruhen und die Großen und Mächtigen, und das jetzt zur Wiege geworden ist für den jungen Staat, der sich aus dem wahnsinnigen Völkerringen gerettet hat.

In einer scharfen Kurve, als die Wagen sich hart auf die Seite neigten, lag dieses Prag für ein paar Minuten vor uns, unten in einem flachen Tal an den Flanken rundlicher Hügel. Die Gunst des welligen Bodens hat sich mit dem angestammten Kunstsinn dieses Volkes vereint. Der Anblick der Stadt ist gewaltig und prachtvoll zugleich.

Ihr Gipfel ist der Hradschin, die Burg, eine lange graue Silhouette von hochstrebenden Häusermauern und Dächern, aus der die zierlichen Türme des Doms sich zackig und scharf in den Himmel schneiden. Ehemals die königlichen Schlösser, unter den Habsburgern verlassen und verödet, heute der Sitz der Regierung und das Wahrzeichen des Landes. Selbst die neuen Briefmarken tragen ihr Bild jetzt im Lande herum und weit in die Welt hinaus.

Ein schwerer, brütender Frühlingshimmel lag über der Stadt. Tief auf die alten rostbraunen und grauen Dächer senkte er sich. Friedlich und still lag die große Stadt darunter. Das Gewölk aber barg Unruhe und Märzstürme. Es schien sich drohend vor der Zukunft aufzutürmen, die dem Lande den Sommer und das Leben bringen soll.

*

Die Millionenstadt an der Moldau, deren Gründerin, Libussa, die erste Herzogin von Böhmen, sein soll, die schon vor vielen Jahrhunderten in die Geschicke Europas eingriff, ist ohne Zweifel eine der schönsten Hauptstädte der Welt. Voll ehrwürdiger Bauwerke, voller charakteristischer Plätze, Straßen und Winkel mit zahlreichen Palästen, in denen noch heute der Prunk und die Macht vergangener großer Zeiten liegt.

Zu den größten Sehenswürdigkeiten gehören einige der zahlreichen Brücken über den breiten Strom. So die ungefähr einen halben Kilometer lange Karlsbrücke mit den mittelalterlichen Torlüemen und die kühne Kettenbrücke, eine hängende Straße an zwei gewaltigen Eisenseilen, frei in der Luft schwebend von Ufer zu Ufer.

Besonders die Karlsbrücke ist weit in der Welt herum berühmt. Ihre sechzehn Bogen tragen Statuen und Gruppen, darunter ist das Bronzestandbild des heiligen Johannes von Nepomuk ein Gegenstand hoher Verehrung geworden. Tausende von Gläubigen aus den slawischen Ländern wallfahren alljährlich hieher, um ihr Gebet zu verrichten. Am zahlreichsten sind die Massen Mitte Mai, am Feste des Heiligen.

Ein Gang durch die Straßen Prags ist zugleich auch ein Gang durch die Geschichte Böhmens und die Weltgeschichte. Allein an den Waldsteinpalast könnte man lange Betrachtungen knüpfen vom Glanz und Ehrgeiz und märchenhaften Geschehen.

Wunderbar ist das Haus dieses großen Feldherrn Albrecht von Waldstein, den erst Schiller in Wallenstein umgetauft hat, noch erhalten. Der große Empfangssaal mit den kostbaren Stühlen rings an den Wänden, die prunkvollen Räume dahinter, das Arbeitszimmer, in dem einst die Geschichte Europas gemacht wurde, die Sternwarte, das Bad, der große Vogelkäfig im Garten, der uralte Epheu an den Mauern — das alles sieht aus, als sei der kriegskundige Herzog von Friedland noch überall gegenwärtig. Durch jede Tür glaubt man ihn eintreten zu sehen, umgeben vom glänzenden Hofstaat. Noch stehen alle die Möbel da, die er einst benutzte, auch das Schachbrett wird noch aufbewahrt, wo er seine unblutigen Schlachten schlug. Und die schmale Tür vor der Wendeltreppe, die hinauf zur Sternwarte führt, steht nur angelehnt, als habe der Feldherr vergessen, sie hinter sich zu schließen, als er das letzte Mal in den magischen Zeichen am Himmel sein Schicksal erforschte. Auf die Sterne hat der kühne Wallenstein gebaut — und ist gefallen.

Aus der Galerie haben die Schweden die Standbilder und Denkmäler mit sich geführt. Nachgüsse stehen jetzt an ihrem Platze, das ausgestopfte Pferd aber, das einst unter Wallenstein getötet worden, steht noch in seinem Mausoleum und starrt mit trüben Glasaugen den Besucher an.

Mächtiger aber als die Vergangenheit redet in Prag heute die Gegenwart. Auch hier auf den Straßen sieht man wie in den österreichischen Landen die hohlwangigen, blassen Gesichter mit dem eigentümlichen Ausdruck, den ihnen die Entbehrungen langer Kriegsjahre und der endlos lange Hunger aufgedrückt.

Die Kennzeichen dieser Zeit sind die Auslagefenster der Kaufläden. Groß ist die Auswahl nirgends, einige Geschäfte sind wegen dem Mangel an Ware geschlossen. Die Preise aber sind ins Unglaubliche gewachsen. Da werden Schuhe angeboten von hundert bis zweihundert Kronen. Schuhe jedoch sind das billigste. Ein guter Anzug soll an die zweitausend Kronen kosten. Die Preise für Nahrungsmittel und alles, was zum Lebensunterhalt gehört, haben sich verzehnfacht.

Milch erhalten nur Kinder und Kranke. Ein Viertelliter täglich ist die Ration; aber sie kann nur alle zwei oder drei Tage ausgeteilt werden. Fleisch sieht der Privatmann kaum. Die vornehmen Gasthäuser kommen auf dem Schleichhandel dazu.

Unerträgliche Not leiden die Beamten, weil ihre Einkünfte mit dem Lebensaufwand nicht schritthielten und vielfach kaum die Höhe vom Jahre 1914 überschritten. In diesen Familien gibt es kaum noch Teller, keine Bettwäsche. Die Kleider werden gewendet, aus drei Paar alten Strümpfen werden ein Paar brauchbare zusammengeflickt. Ueberall höre ich dasselbe: Man ist an der untersten Grenze angelangt. Weiter geht es nicht mehr.

Die armen Schichten des Volkes aber sind halbverhungert. Ein wenig Brot, ein wenig Kartoffeln, Rüben, Kohl, kaum eine Spur von Fett. Ein wahrhaftig Wunder scheint es, daß der Mensch mit so wenigem sich noch am Leben erhalten kann.

Prag hungert — Prag, das vor wenigen Jahren noch im Ueberfluß schwamm, Prag, das die billigste Stadt der Welt war, wo sich für wenig Geld herrlich leben ließ.

Deutsche Hoftheater.

Von Herbert Eulenberg.

Man liest und hört jetzt in Deutschland zuweilen den Fall der deutschen Hoftheater beklagen. Das Zusammenwerfen so und so vieler Kronen und Krönchen sei zu verschmerzen, behaupten die Lobpreiser jener selig verflossenen Anstalten. Wenn nur nicht die verschiedenen Potentaten Deutschlands auch diese ihre Hofbühnen und ihre Hofkapellen mit in den Abgrund gezogen hätten. Um dieser willen möchten diese Leute gern die Serenissimi, die zudem noch einen stets dankbaren Stoff für Lustspiele und Satiren abgaben, erhalten wissen.

Sind nun die Hoftheater wirklich die kulturellen Anstalten gewesen, als die man sie hintendrein darzustellen und zu preisen sucht? Die Frage ist leider im allgemeinen zu verneinen. Gewiß! Manche Hoftheater, besonders in den größeren Residenzstädten, haben vieles für die deutsche Kunst getan. Haben sich auch, soweit es ihnen möglich war, für die heutige dramatische Kunst eingesetzt. Vor allem einiger „Kavalier-Intendanten" muß bei dieser Gelegenheit stets dankbar gedacht werden. Des zu früh verstorbenen Münchener Hofschauspielers von Speidel z. B., der mir einmal bei der Erstaufführung von „Alles um Liebe" sagte: „Ich versteh' das Moderne nit immer. Aber grad' darum gefällt's mir." Auch der Berliner Hülsen, der das Gute mehr wollte, als er es durchsetzen konnte, sei rühmend genannt. Ueber allen anderen aber ist Graf Seebach, der Leiter der Dresdner Hofbühne zu loben, der aufs glänzendste bewiesen hat, daß man ein hervorragender Theaterleiter sein kann, auch wenn man vorher nicht Journalist, sondern nur Kavallerieoffizier gewesen ist. Grade in diesen Tagen, wo er seinen Theaterthron verläßt, haben sich die bekanntesten dramatischen Autoren Deutschlands noch einmal zusammengefunden, um ihm zu sagen, wie schwer man ihn entbehren wird. Wer die Genugtuung hatte, Werke der eigenen Einbildungskraft am einstigen Königlichen Schauspielhause in Dresden aufgeführt zu sehen, dem ist der Name Nikolaus Graf v. Seebach ins Blut gesetzt," bekennt überschwenglich, aber richtig bei dieser Gelegenheit Carl Hauptmann für viele. Nach Seebach wäre hier noch der demnächst auch von Stuttgart scheidende Putlitz zu erwähnen.

Graf Seebach hat als langjähriger Leiter der Oper wie des Schauspiels die einseitige Ueberschätzung der Fachleute, der Männer vom Bau, strahlend widerlegt. Wie wenig hat gegen ihn beispielsweise, um in der Nähe zu bleiben, die theatralische Tätigkeit von Max Martersteig in Leipzig zu bedeuten gehabt. Dieser, der doch, wenn auch nur mit Ironie, Theaterfachmann war, hat außerdem, daß ein irrsinniges Geld von ihm verpulvert worden ist, so gut wie nichts für die Bühnenkunst wie für die junge deutsche Dramatik geleistet. Und die deutsche Theatergeschichte wird seiner als Bühnenleiter weiter nicht zu gedenken brauchen. Auch manche andere geistig sich hoch erhaben über Seebach dünkende Bühnenleiter, die ihren laut ins Land geschmetterten Versprechen nur geringe Taten folgen ließen, könnte man hier anführen.

Indessen wir dürfen uns nicht darüber täuschen, daß Graf Seebach auch unter den Hoftheaterintendanten eine große Ausnahme gewesen ist. Die Spezies dieser Leute hat sich sonst im allgemeinen nicht gerade durch geistige Regsamkeit ausgezeichnet. „Total verkalkt" war eigentlich das übliche und verdiente Eigenschaftswort für diese braven Hofbeamten, die meist nach Abbüßung ihrer militärischen Karriere in diese Stellungen hineinrangiert wurden. Es ist darum mit hohen Hoffnungen zu begrüßen, daß man neuerdings junges und frisches Blut auf solche Posten gebracht hat. So in Weimar als Leiter des stolz so benannten dortigen „Nationaltheaters" den bekannten dramatischen Dichter Ernst Hardt. So in Meiningen an die Spitze des dortigen früheren Hoftheaters, das man am würdigsten nach seinem berühmten einstigen Leiter „Herzog-Georg-Theater" nennen würde, den um das deutsche Theaterwesen bereits hochverdienten vierunddreißigjährigen Dr. Franz Ullrich. Als Leiter des kleinen Pyrmonter Sommertheaters hat er gezeigt, wie man mit einem vertrauensvollen Idealismus auch an unbedeutender Stätte der Kunst dienen und ein Gefolge erwerben kann. Solche Männer, die mit aufbauen wollen, sind heute nötiger in Deutschland als je zuvor.

Der Geist, der bislang in den meisten Hoftheatern herrschte, war kein großer, guter und gesunder. Um die Duodezbühnchen wehte muffigste Kleinstadtluft. Viel über Gustav von Moser, den Verfasser des erst mit diesem Krieg erledigten „Reif Reiflingen", war man nicht herausgekommen. Und über das Leben und Treiben der Bühnenmitglieder wurde auch außerhalb des Hauses strengstens wie über Sekundaner oder Selektaschülerinnen gewacht. Aber auch den größeren Hoftheatern drückte ein ängstlicher Konservatismus sein trauriges und langweiliges Siegel auf. Von Frank Wedekind sprach man hier fast nur, indem man sich bekreuzigte, wie vor dem Gottseibeiuns. Als ich einmal beim Beherrscher eines solchen mittleren Hoftheaters zaghaft vorstellig wurde, ob er nicht wenigstens „Belinde" nach dem Schillerpreis usw., wurde ich von ihm wie später im Krieg nur noch von meinem Hauptmann angedonnert: „Mein Herr! Was unterstehen Sie sich! Sie sind nur ein großes Fragezeichen!"

Nein! Diesen Herrn Hofräten, die sich nur kraft ihrer amtlichen Stellung, nicht dank ihrer Leistungen als geistige Herrscher und Geschmacksrichter in ihren Residenzen aufspielten, wollen wir keine dicken Tränen nachweinen. Auch ihren Fürsten als Mäcenen gegenüber können wir es leider nicht tun. Nach dem darum unsterblichen Herzog Georg von Meiningen hat sich keiner unserer Potentaten ernsthaft und rühmlich mit dem deutschen Theater und der deutschen dramatischen Kunst befaßt. Mit geringen Ausnahmen haben sich die meisten begnügt, in allerhöchst unpersönlicher Weise bei passenden wie bei unpassenden Gelegenheiten Titel und Orden zu verleihen. Kleinere natürlich nur. Denn daß Künstler um ihrer Werke willen geadelt wurden, kam zu Goethes Zeiten vor. Aber nicht mehr unter uns. Karl August der Einzige hat als verständnisvoller Schutzherr der schönen Künste leider unter seinen Standesgenossen nur wenige Nachfolger gefunden. Aber die Fürsten, so führt man zu guterletzt immer wieder zu ihren Gunsten an, haben doch wenigstens Geld für ihre Theater ausgegeben. Dadurch, daß dies nun in Wegfall kommt, werden auch diese Hoftheater selbst bald aussterben müssen. Das stimmt gleichfalls nicht! Weder in seiner Voraussetzung noch hoffentlich in seiner Folgerung. Das Geld allein tut es wirklich nicht in der Kunst. Wenn es verständnis- und lieblos nur der Repräsentation oder des eigenen dumpfen Wohlbehagens wegen für die Hoftheater hingegeben wurde, so hat es, wie wir sahen, künstlerisch auch kaum Zinsen eingetragen. Dann aber ist es doch wohl selbstverständlich, daß wir diese übrigens meist nicht erschrecklich hohen Auslagen der bisherigen Fürsten für ihre Hoftheater in Zukunft selbst übernehmen. Wenn die Kommunen der kleineren Residenzen dies nicht aus eigener Kraft vermögen, so muß es eben von Reichs wegen durch die deutsche Nation in ihrer Majestät selbst aufgebracht werden. Darüber dürfen wir beruhigt sein: so viel Geld, wie bislang von den Hofhaltungen für ihre Bühnen verausgabt worden ist, so viel oder besser gesagt, so wenig vermag das deutsche Volk von nun an auch selbst zu leisten. Man pflegt gern mit Nachdrücklichkeit Schillers Verse: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre" zu zitieren. Man muß dies auch auf das Kunstleben beziehen. Die Deutschen dürfen nicht ihre ehemaligen Hoftheater verkümmern lassen, weil sie sich scheuen, die paar tausend Taler auszuwerfen, die bisher die Fürsten oder Fürstchen meist mit Unlust und nur des Dekorums halber für diese ihre „Kunstinstitute" zuzuzahlen pflegten. Sie würden damit zeigen, daß sie ihre Potentaten nicht los zu sein verdienten und ein Knechtsvolk bleiben müßten. Das deutsche Volk hat auch als Schirmherr der Theater und der dramatischen Kunst die Erbschaft der bisherigen Fürsten angetreten. Möge es sie des seltenen Beispiels seiner besten ehemaligen Herrscher würdig fortführen.

Vorsicht.

„James," sagte die Lehrerin sehr ernst zu dem kleinen Schüler, der nachbleiben mußte, „ich bin erstaunt, daß ich Dich bestrafen mußte. Du bist doch sonst ein guter Junge, und ich konnte kaum meinen eigenen Augen trauen, als ich sah, wie Du den kleinen Tommy Jenkins an den Haaren zogst. Du mußt doch selbst gewußt haben, daß das nicht recht war und daß Du es nicht tun durftest."

„Ja, Fräulein," erwiderte James lächelnd, „das habe ich gewußt."

„Und trotzdem hast Du es getan?"

„Ja, ich konnte nicht anders," erklärte der Junge. „Billy Hicks sagte mir heute vormittag, daß er mich verhauen will, wenn die Schule aus ist, und da dachte ich, wenn ich nachsitzen könnte, würde er vielleicht nach Hause gehen und es vergessen."